

ORGAN DER LIGA FÜR MENSCHENRECHTE, ORTSGRUPPE: PORTO ALEGRE

Abonnementspreis:
Jährlich . . . . 7$000
Halbjährlich . . . . . 4$000

Verantwortlicher Schriftleiter: FR. KNIESTEDT.
Geschäftsstelle: Rua Voluntarios da Patria 1195
Zuschriften sind zu richten an: Caixa Postal 501

Einzelnummer:
Erscheinungsort . . . $300
Auswärts $400

Jahrgang 2 — Porto Alegre, 30. Juni 1934 — Nummer 28

Italiens Aussenpolitik

Von Max Rudert.

Die Rede des Duce auf der Fünfjahrsversammlung der Fascios hat in den Aussenämtern Europas Bestürzung hervorgerufen. Zu Unrecht. In seinem dreiviertelstündigen Monolog auf der Bühne der römischen Oper zog Mussolini nur — ganz im Gegensatz zu den Gepflogenheiten des Ortes — die staatsmännische Maske ab und der alte, der echte bonapartistische Abenteurer wurde sichtbar: „Die grosse Aufgabe für uns liegt in Afrika und Asien. Ueber das Mittelmeer hinweg werden wir nicht territoriale Eroberungen machen, das betone ich ausdrücklich, sondern der natürliche Ausdehnungsdrang des italienischen Volkes soll Afrika in den Kreis der europäischen Kultur ziehn, wie das die säkulare Aufgabe des alten Rom gewesen ist.“

Die neurömische These vom Volk ohne Raum stützt sich mit Vorliebe auf einen Vergleich der beiden „lateinischen Schwestern“:

Frankreich 41 Millionen Einwohnern auf 551.000 Quadratkilometern, Italien 42 Millionen Einwohner auf 310.000 Quadratkilometern.

Zweifellos eine frappante Divergenz; sie büsst aber viel von ihrer Ueberzeugungskraft ein, wenn diese Ziffern auskultiert werden. Italien zählte:

1911 34,700.000	Einwohner
1921 40,000.000	„
1925 42,000.000	„
1932 42 120.000	„

Das ist bis 1925 ein konstantes Wachstum um eine halbe Million jährlich, trotz einer in den Vorkriegs- und ersten Nachkriegsjahren sehr beträchtlichen Auswanderung. Seit nahezu einem Jahrzehnt aber stagniert Italiens Einwohnerzahl. Ihre geringfügige Veränderung entspricht kaum der Rückwanderung und wachsen den Vergreisung. Der „natürliche Ausdehnungsdrang des italienischen Volkes“ ist zum Stillstand gekommen, und alle fascistischen Bemühungen um seinen künstlichen Wiederanstieg sind bisher gescheitert. Scharfe administrative und steuerliche Mittel vermochten zwar die Eheschliessungsziffern zu erhöhen, — die Geburtenziffer, nur propagandistischen Appellen zugänglich, entzog sich jeglicher Einwirkung. „Wo sind die Würdenträger des Fascismus, die eine kinderreiche Familie, das heisst nicht weniger als fünf Kinder haben?“, diese Klage des sonst allmächtigen Duce macht das Scheitern seiner Bemühungen eklatant.

Warum aber all das Drängen auf Expansion der Bevölkerung? Welchen Sinn könnte es haben, die vierzig Millionen Italiener um weitere zehn oder zwanzig Millionen zu vermehren?

Der „Grossmacht Italien“ fehlen alle entscheidenden Rohstoffe, sowohl für den Aufbau der Industrie als auch zum Kriegführen. Sie hat keine Kohle und kein Eisen, weder Holz, noch Erdöl, noch Gummi. Solange sich Italien damit begnügte, als Hüter eines schönen und lockenden Landes sein Dasein am Rande der europäischen Politik zu führen, machte sich das weniger fühlbar. Mit dem Aufkommen des italienischen Imperialismus, der sich ja schon in vorfascistischer Zeit entwickelte und von Mussolini nur seine klassische, überspitzte Formulierung erhalten hat, wurde die Diskrepanz, zwischen den Ansprüchen auf Grossmachtsrang und den Mitteln zu ihrer Durchsetzung immer peinlicher. Zwar gelang es, die Industrialisierung hochzupeitschen; aber die so erst recht benötigten ausländischen Rohstoffe erhöhten den Einfuhrsaldo der Handelsbilanz seit den Krieg um volle fünfzig Prozent — bei einer jährlichen Passivität von 4 Milliarden Lire. Der übersteigerte Rüstungsstandard verschlang mehr als dreissig Prozent des Budgets, gleichzeitig wuchs die Verschuldung des Staates ins Uferlose:

1914	15	Milliarden Lire
1921	117	„ „
1928	151	„ „

Wollte Italien nicht zur Position einer Mittelmacht zurücksinken, dann musste es darangehn, seine Grossmachtposition endlich real zu unterbaun. Eine motorische Rolle war dabei einem unaufhaltsamen Wachstum der italienischen Bevölkerung zugedacht. Die werde eines Tages, so rechnete Mussolini, mit der Gewalt einer Naturkraft alle Grenzen überfluten. Seine Hoffnung trog: Der zivilierte Skeptizismus der Italienerinnen ist stärker als der Appell an den Patriotismus ihrer Männer.

Noch ein zweiter Weg steht offen, in absehbarer Zeit fünfzig Millionen unter dem Rutenbündel zu vereinigen — die Erweckung und Aktivierung der neun Millionen „unerlöster Brüder“ ausserhalb der italienischen Grenzen. Das klingt wie irredentistische Romantik; aber die Realisierung solcher Pläne würde sich mit dem Bedarf nach einer erweiterten Rohstoffbasis decken und gleichzeitig den Aufbau eines kolonialen Weltreichs bedeuten, — des dritten Weltreichs nach dem britischen und französischen. Der fascistische Kongress in Neapel, der 1922 den Marsch auf Rom einleitete, hat die Zielpunkte dieser Expansion bereits fixiert.

Erstens die Adria; sie sei ein italienisches Meer deshalb müsse Dalmatien einverleibt und italienisiert werden.

Zweitens Nizza, Savoyen und Korsika; dieser alte italienische Besitz schmachte unter französischer Fremdherrschaft.

Drittens Tunis; seine Kolonisatoren seien überwiegend Italiener. Um die Angliederung vorzubereiten, müsse die Entnationalisierung der Kinder italienischer Eltern verhindert werden.

Viertens das östliche Mittelmeer; es sei italienische Einflusszone, und der faktische Besitz müsse über Rhodos hinaus auf die kleinasiatischen Häfen Adalia, Heraklea und Smyrna ausgedehnt werden.

Fünftens Afrika; Tripolis sei nur der Brückenkopf des Wegs nach Zentral- und Ostafrika.

Diese fünf Punkte umfassen ein Expansionsprogramm von grandioser Systematik, das im Januar dieses Jahrs selbst den nüchternen Budgetbericht des römischen Aussenamts an die Kammer zu einer erregten Vision hinriss: „Nach längerer Zeit wird dann die Küste des Zentralmittelmeers von einem Kranz italienischer Bewohner gesäumt sein: eine Errungenschaft, die in die Wirklichkeit umsetzt das heilige Heldentum unsrer Soldaten, die harten Strapazen unsrer Kolonisatoren, den Eifer der Führer, wie überhaupt den Willen des Duce.“

An einer Stelle des „Saumes“ ist mit der Verwirklichung schon sehr energisch begonnen worden: Seit Monaten sitzt Marschall Balbo in Tripolis Durch einen grausamen Vernichtungskrieg gegen die Senoussi hat er die letzten Reste des arabischen Widerstands zerniert und alle für die Beherrschung Südlybiens wichtigen Oasen fest in Mussolinis Hand genommen. Zum ersten Mal seit dem Raub von 1912 ist Italien wirklicher Herr des gesamten Gebiets von Tripolis und der Cyrenaica. Damit wird die Frage der tripolitanischen Südgrenze brennend, um die seit Kriegsende ein besonderer Kampf geht: Während die Atlanten der meistem europäischen Staaten die Sahara auch in dem Teil, der sich südlich von Tripolis bis zum englischen Ostafrikagürtel hinzieht, als französischen Besitz kennzeichnen, „vergessen“ die offiziellen italienischen Kolonialkarten, die Südgrenze Lybiens anzugeben, Seit dem londoner Vertrag von 1915 dessen Versprechungen an Italien in Versailles nicht erfüllt wurden, bestreitet Rom das französische Besitzrecht auf die Ostsahara. Dieses öde Wüstengebiet ohne jede Vegetation, mit dem unwegsamen Hochland von Tibesti als Zentrum, ist wirtschaftlich völlig wertlos; aber es bedeutet die Schlüsselstellung zur Macht über den im Herzen Afrikas liegenden Tschadsee und damit bekommt es eine überragende Bedeutung für jeden zukünftigen Afrikaverkehr. In den Kolonialämtern von Paris und Rom liegen seit Jahren fertige Pläne für den Bau von Bahnen, die das Mittelmeer mit dem Kongo verbinden. Ihre Ausgangsstationen im Norden sind verschieden, aber alle berühren als einzig möglichen Stützpunkt den Tschadsee. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, dass auch heute, unverändert seit Jahrhunderten, die schnellste Verbindung von Europa zum Kongo immer noch über das Kap der Guten Hoffnung geht weil dort die britische Zentralafrikalinie beginnt. Da müsste eine direkte Nordbahn revolutionierend wirken und dem, der sie baut und besitzt, einen überragenden Einfluss auf den Kongo sichern. Und der Kongo ist ein lockendes Ziel; sein phantastischer Reichtum an Kupfer, Gummi, Baumwolle und Edelsteinen ist ebenso anziehend wie die Schwäche seines derzeitigen belgischen Besitzers.

Als diese Frage eine gewisse Aktualität erlangte und pariser Pressemeldungen über italienische Vorstösse in die Sahara-Oasen die Wachsamkeit des Rivalen verrieten, hat also Mussolini die afrikanische Expansion feierlichst zur „säkularen Aufgabe“ des fascistischen Neurömertums proklamiert. Im Hochland von Tibesti — dessen Namen für europäische Ohren so märchenhaft und exotisch klingt — entscheiden sich für Italien nüchterne und lebenswichtige Dinge: Nur wenn der Vorstoss dorthin gelingt, kann ein italienisches Kolonialimperium existent werden. Dann würden die grünweissroten Militärstationen nicht nur den Weg zum Kongo kontrollieren sondern auch eine beherschende Flankenstellung am schmalsten Punkt der grossen britischen Machtlinie vom Kap bis nach Kairo erobert haben.

Solche Positionen und hohe Preise wert, Mussolini wird Paris und auch London viel bieten müssen, ehe man dort — wenn das überhaupt denkbar ist — in eine Aenderung des zentralafrikanischen Besitzstandes einwilligen könnte. Aber vielleicht werden auch diesmal kontinentale Aspirationen Italiens das Tauschobjekt für ein koloniales Geschäft grössten Stils sein. Am Rhein und an der Donau könnte der Duce manche Konzession machen. Und schon einmal, 1915, hat er den Verrat an den Meistbietenden für ein Gebot des heiligen nationalen Egoismus erklärt.

In der europäischen Enge, deren Dünste unsern politischen Vorstellungsbereich auf ein paar Diplomatenfahrten reduzieren, sollte man hie und da — nach der Lektüre hohlköpfiger Kanzlerreden über „Ständeverfassung“ — den Weltatlas studieren. Die Entscheidungen fallen weder in St. Pölten noch in Dresden.

Sadismus

Während Gustav diese Dinge überdachte, abwägend, nachsichtig kam ein junger Herr vorbei, anfangs der Dreissiger, breit von Wuchs, knöchernes, viereckiges Gesicht. Gustav kannte ihn, es war ein gewisser Doktor Bilfinger, ein junger, reicher Herr aus dem Süddeutschen. Gustav hat ihn schon gestern und vorgestern wahrgenommen. Der junge Mensch war auffällig, wie er in seinem hechtgrauen Früjahrsüberzieher herumging, immer allein, sehr korrekt angezogen, steifer Kragen, immer den Hut in der Hand, mit sich selber beschäftigt, die Augen eng vor sich hingerichtet. Er zögerte, als er Gustav sah, trat schliesslich heran, fragte, ob er sich zu ihm setzen dürfe. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Gustav, in seiner frischen, gefälligen Art, ermutigte den schwerfälligen Herrn. Ja, sagte der schiesslich, er habe allerhand zu erzählen, und gerade zu Gustav möchte er sprechen. Er habe durch seinen Freund Frischlin einiges über Gustav gehört, Gustav sei eigentlich ein Beteiligter, und er möchte sich in einem gewissen Sinn bei ihm entschuldigen. Gustav war betroffen durch die Erwähnung Frischlins; er erinnerte sich jetzt auch, von Frischlin manchmal den Namen Bilfiger gehört zu haben. Aber es schien ihm, als habe er in letzter Zeit, fast absichtlich, Frischlin vergessen, er dachte an die Schienen des Bahnhofs von Bern, die wie Fäden gewesen waren, und dieser junge Bilfiger schien ihm ein Sendbote Frischlins. Er schaute ihn an. Doktor Bilfinger sass da in seinem hechtgrauen Ueberzieher, korreckt, das viereckige Gesicht mit dem kurzen, hochgebürsteten Haar schien vertrauenswürdig, besessen von einer Idee. „Bitte, sprechen Sie, Doktor Bilfinger,“ forderte Gustav ihn auf. Aber Bilfinger antwortete, er habe böse Erfahrungen gemacht, er möchte nur an einem Orte berichten, wo man vor Spionen sicher sei. Er schlug ihm vor, nach dem Essen irgendwo mit ihm hinauszufahren. Im Freien könne man ungestört erzählen und hören.

Des Nachmittags dann sassen sie auf einer kleinen Rasenböschung am Seeufer, in der Sonne, und Doktor Bilfinger erzählte. Er war im Schwäbischen gewesen, auf einem Gut, das er einmal erben soll, in der Nähe von Künzlingen, bei seinem Onkel, dem Senatspräsidenten von Daffner. Am 25. März nun war er nach dem Orte Künzlingen gefahren, um Geld von der Bank zu beheben. Er hatte mit angesehen, wie völkische Truppen unter Führung des Standartenführers Klein aus Heilbronn den Ort besetzten, die Synagoge umstellten, den Gottesdienst — es war ein Samstag — unterbrachen. Sie trieben die Männer aus der Synagoge und schlossen die Frauen dort ein, ohne ihnen zu sagen, was weiter mit den Männern geschehen werde. Die Männer brachten sie aufs Rathaus und untersuchten sie „auf Waffen“. Warum die Männer zum samstäglichen Gottesdienst in die Synagoge Waffen mitgenommen haben sollten, blieb unerfindlich. Wie immer, es wurde jeder einzelne mit Stahlruten und Gummiknüppeln geschlagen, sodass die meisten, als sie das Rathaus verliessen, erbärmlich ausschauten. Ein Siebzigjähriger, ein gewisser Berg, starb am gleichen Tag; am Herzschlag, erklärte man später. Der Bürgermeister riet den Juden, die zumeist sehr beliebt waren, sie möchten Künzlingen sogleich verlassen, er könne für ihre Sicherheit nicht einstehen. Aber

nur wenige konnten seinen Rat befolgen, die meisten mussten das Bett hüten.

Ihn, Bilfinger habe das Geschehene aufgerührt, und er sei, begleitet von seinem Onkel, dem genannten Herrn von Daffner, in die Landeshauptstandt Stuttgart gefahren und dort bei dem stellvertretenden Polizeiminister vorstellig geworden. Der, ein gewisser Doktor Dill, rief sogleich den Bürgermeister von Künzlingen an. Der Bürgermeister, sich windend, gab bald die Vorgänge zu, bald bestritt er sie. Die Völkischen nämlich hatten gedroht, jeder, der etwas von den Misshandlungen laut werden lasse, werde daran glauben müssen. Der Minister, um Klarheit zu schaffen, schickte, unter Führung der Polizeiräte Weizenäcker und Geissler, die Stuttgarter Mordkommission nach Künzlingen. Diese Kommission stellte fest, dass Bilfingers Bericht hinter der Wahrheit weit zurückblieb. Aber die Untersuchung hatte die einzige Folge, dass einer der Völkischen auf vier Tage in Untersuchungshaft gehalten und der Standartenführer Klein aus Heilbronn strafweise zu einer anderen Standarte versetzt wurde. In der führenden Stuttgarter Zeitung lautete der Bericht über die Vorgänge folgendermassen: „In der Nähe von Mergentheim wurden eine Anzahl Einwohner auf Waffen untersucht.

Bei der Durchsuchung sollen einige nicht gutzuheissende Misshandlungen vorgekommen sein, weshalb einer der Untersucher festgenommen wurde.“

Er sei Jurist, fuhr Bilfinger fort, gelernter, passionierter Jurist, und ihn habe es gekratzt, dass Handlungen, die so offensiahtlich gegen klare Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches verstossen, nicht bestraft werden sollten. Er habe sich weiter umgeschaut in der Gegend zwischen Mergentheim, Rothenburg und Crailsheim. Authentisches Material zusammenzukriegen, sei nicht leicht; denn die Misshandelten seien arg verschüchtert, einige verschreckt bis an den Rand des Irrsinns. Man habe sie bedrot, auch ihre Frauen und Kinder, wenn sie nur einen Muckser täten, werde man sich zu rächen wissen. Jetzt liessen einen die Lente nicht heran, weigerten sich mit verstörten Gesichtern, irgend etwas auszusagen. Trotzdem habe er Verwundete zu sehen bekommen, auch vernehmen können, er habe glaubwürdige Augenzeugen gesprochen, Beamte der Staatspolizoi, Aerzte der Misshandelten, habe Fotos gesehen. Soviel steht fest: es haben in dieser Gegeno Störungen der öffentlichen Ordnung stattgefunden, organisierte Progrome, der Tatbestand des Landesfriedensbruchs ist zweifelsfrei gegeben.

In dem Flecken Bünzelsee zum Beispiel mussten dreizehn jüdische Männer in Prozession durch die Strassen ziehen, unter Schlägen, der Vorderste eine Fahne in der Hand, rufend: „Wir haben gelogen, wir haben betrogen, wir haben unser Vaterland verraten.“ Es wurden den Männern Bart- und Kopfhaare ausgerissen, sie wurden übel mit Stahlruten und Gummiknüppeln geschlagen. In dem Orte Reidelsheim schlugen die Völkischen neben underen Juden einen Lehrer, von dem sie mit den Worten „Isidor, wo ist deine Liste?“ ein Verzeichnis der von den Juden zu boykottierenden Firmen verlangten, das es nicht gab. Der Lehrer wurde dermassen misshandlt, dass ein Verwandter, namens Binswanger, der ihn am späteren Abend besuchte, beim Anblick seiner Wunden einen Herzschlag eriitt. Der behandelnde christliche Arzt, ein Doktor Staupp, bat den Daniederliegenden, ihn von der ärztlichen Schweigepflicht zu entbinden; er wolle in diesem Deutschland nicht länger leben, sondern fortgehen und aussagen, was er gesehen habe.

In Weissbach wurden die neun angesehensten jüdischen Männer im Rathaus, das Gesicht zur Wand, an die Mauer gestellt. Sie wurden «vernommen». Wandte einer beim Antwortgeben mechanisch den Kopf von der Wand weg dem Fragenden zu, dann wurde er geohrfeigt. Es waren unter den so «Verhörten» zwei, die den Krieg als Frontoffiziere mitgemacht hatten, einer von ihnen hatte seine Hand verloren. Viele aus der christlichen Bevölkerung gaben ihrem Schmerz und ihrer Empörung über diese Vorgänge laut Ausdruck.

In Oberstetten lag eine alte jüdische Frau im Sterben. Die Völkischen führten ihre beiden Söhne vom Sterbebett weg und durchsuchten das Haus «nach Waffen». Der anwesende Beamte der Staatspolizei erklärte, er schaue sich das nicht länger mit an. Die Frau starb, ohne ihre Nächsten bei sich zu haben, der Beamte verlor seine Stellung.

Da die württembergischen Behörden, erzählte Bilfinger weiter, abgesehen von der viertägigen Untersuchungshaft des einen Landsknechts, offenbar nicht daran dachten, die Pogrome zu ahnden, seien er und sein Onkel, der Senatspräsident, nach Berlin gefahren, um bei den Massgebenden des neuen Reichs zu protestieren. Aber man habe überall nur Achseln gezuckt:

«Eine Revolution sei kein Fünfuhrtee», und als sie bestanden hätten, sei man unangenehm geworden. Man sehe es durchaus nicht gern, wenn Privatpersonen sich mit Dingen der Justiz abgäben. Ein Referendar sei zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden, nur weil er Listen derjenigen angefertigt hatte, die nach den amtlichen Meldungen bei politischen Zusammenstössen erschlagen worden waren, Zuletzt habe ein Wohlwollender sie gewarnt, sie sollten schleunigst über die Grenze verschwinden; sie liefen sonst Gefahr, in Schutzhaft genommen zu werden. Schutzhaft sei eine administrative Massnahme. Sie werde verfügt, sowohl um die Oeffentlichkeit zu schützen; «ihn vor dem gerechten Zorn des Volkes zu bewahren», heisse das in der Ausdrucksweise der neuen Obrigkeit. Es stehe im Belieben der Landknechtsführer und der Geheimpolizei, diese Schutzhaft zu verhängen. Man werde keinem Richter vorgeführt, die Gründe würden einem nicht mitgeteilt, es gebe keine Beschwerde, keine Befristung, kein Anwalt werde zugelassen. Vollzogen werde die Schutzhaft in den Konzentrationslagern. Diese hätten als Besserungsanstalten etwa im Sinn des Paragraphen 362 des Reichsstrafgesetzbuches zu gelten. Die Konzentrationslager seien Hoheitsbereich der Landsknechtarmee, und diese verbitte sich die Einmischung jeder anderen Behörde. Die Landsknechte rekrutierten sich zumeist aus sehr jungedlichen Arbeitslosen. Diese also hätten den Insassen, Professoren, Schriftstellern, Richtern, Ministern, Parteiführern, «die für den Geist der neuen Zeit erforderlichen Eigenschaften» anzuerziehen.

Dies erzählte Doktor Bilfinger, auf einer rasigen Erhöhung am Ufer des Luganersees sitzend. Er berichtet in trockenen, beamtenhaften Wendungen, umständlich, er war kein guter Erzähler. Sein schwäbisch behaglicher Tonfall stand in seltsamem Gegensatz zu dem Erzählten. Er sass da in seinem hechtgrauen Ueberzieher, still, er liess keine Einzelheit aus, sein Bericht dauerte fast eine Stunde. Gustav hörte zu. Er sass etwas unbequem, sodass ihm die Beine allmählich einschliefen, aber er veränderte ihre Haltung nur selten. Zu Anfang zwinkerte er manchmal nervös mit den Augen, aber dann wurde auch sein Blick unbewegt. Er unterbrach Bilfinger mit keinem Wort. Er hatte viel und Schlimmeres gehört, aber die juristisch sachliche Art dieses jungen Menschen machte ihm die Bilder von Schmutz und Blut körperhafter als die aller anderen Berichte. Er hörte gut zu, leidenschaftlich. Er verschlang, was der andere sagte, nahm es ganz in sich auf, sodass es nicht nur Wissen wurde, sondern sogleich Gefühl, ein Teil seines Selbst.

Bilfinger hatte langsam erzählt, gleichmässig, ohne Pause. Bisher, sagte er, habe er immer nur über einzelne Fälle berichten können. Dies sei das erste Mal, dass er im Zusammenhang berichte, ohne vorsichtig umschreibende Wendungen, sachlich, wie es einem ordentlichen Juristen zukommt. Gustav müsse ihn, bitte, verstehen, drängte er. Es seien nicht die einzelnen Verbrechen, die ihn so erregt hätten, sondern es sei die Tatsache, dass sie ungesühnt blieben. Er sei von Grund auf deutsch, er sei Mitglied des Stahlhelms, aber er sei auch von Grund auf Jurist. Dass es untes einem Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen Gewaltätige geben, geistig Arme, das sei begreiflich: aber dass die Un-«Gesittung», das Un-«Recht» des Urwaldmenschen als Sinn und Norm der Nation verkündet und in Reichsgesetzen festgelegt werde, dessen schäme er sich als Deutscher. Die kalten Progrome gegen Arbeiter u. Juden, der in der Getezgebung festgelegte anthropologische und zoologische Unsinn, der legalisierte Sadismus, das sei es, was ihn so errege. Er stamme nun einmal aus einer alten Juristenfamilie, und er sei der Meinung, ein Leben ohne Recht, das die neuen Machthaber anstelle des römischen eingeführt habe, und das auf dem Grundsatz basiere, Mensch sei nicht gleich Mensch, sondern der deutschvölkische Mensch sei von Geburt aus der Herr, somit allen anderen überlegen und nach anddrn Rechtsgrundsätzen abzuurteilen als der nichtvökische. Er könne beim besten Willen die Verfügungen der völkischen «Gesetzgeber» nicht als Gesetze anerkennen; denn diejenigen, die diese Gesetze erliessen, seien zum Teil nach der Rechtsordnung sämtlicher weisser Völker als Verbrecher zu bestrafen, zum Teil seien sie nach den Gutachten massgeblicher Aerzte in Irrenhäuser einzusperren. Ein Mann, der nach rechtsgiltigem Urteil schwedischer Richter als nicht im Vollbesitz seiner normalen geistigen Kräfte nicht zum Vormund des eigenen Kindes tauge, tauge nicht zum Vormund von achtunddreissig Millionen Preussen. Deutschland habe aufgehört ein Rechtsstaat zu sein. Ihn, Bilfinger füllten diese Dinge ganz an. Er finde, die gute, deutsche Luft sei, grob herausgesagt, verstunken und verpestet durch das Geschehene, und mehr noch dadurch, dass das Geschehene keine strafrechtlichen Folgen habe. Er könne in diesem Lande nicht mehr leben. Er habe alle seine Aussichten in Deutschland hingeschmissen und Deutschland verlassen. Er starrte vor sich hin durch seine grosse, goldgerahmte Brille, mit eckigem, verbittertem Gesicht. «Sie haben die Masstäbe der zivilisierten Welt zerbrochen,» sagte er, verbissen, schwäbissh, wütend, hilflos.

Das schmachvolle Ende der Sozialdemokratie Oesterreichs

Von Rudolf Grossmann.

(3 Fortsetzung).

Dieses Telegramm war für die Regierung vollkommen klar, es hat Linz nie erreicht. Dafür aber die angesagte telefonische Mitteilung von Linz, die sofort nach dem nun absichtlich einsetzenden Waffensuche der Regierung abgesandt wurde. Daraus entnahm die Wiener Leitung, dass Linz losgeschlagen hatte und musste annehmen, dass es trotz des obigen Telegrammes geschehen war.

Aus diesem Telegramm konnte die Regierung entnehmen, dass der Partei ein Aufschub willkommen wäre. Doch gerade das wollte die Regierung nicht mehr und sie veranstaltete eine Waffensuche in Linz — genau wissend, dass die Schutzbundleitung sich ihr widersetzen musste, da sonst ungeheure Vorbereitungen und Waffenvorräte verraten und beschlagnahmt sein würden.

Die Regierung hatte sich nicht verrechnet. Linz setzte sich zur Wehr, aber es musste vergeblich sein, denn die Polizei, Gendamerie, das reguläre Militär und der Heimatschutz griffen mit so überlegenen Waffen an, dass die Schutzbündler nach kurzer Zeit sich ergeben mussten.

In wenigen Stunden war durch das Radio und die Extraausgaben der Tagespresse bekannt, was sich in Linz zutrug. Dadurch war der rep. Schutzbund vor die Wahl gestellt, unvorbereitet, halbfertig loszuschlagen oder die Linzer in Stich zu lassen. Letzteres bedeutete, dass diese seine totale Niederlage haben würden, was einer moralischen Vernichtung und Zersetzung der Geheimorganisation des rep. Schutzbundes gleichkam, auch einem schmählichen Verrat der Linzer, die ja nur im Hinblick auf die ihnen so vielgerühmte angebliche Präzision des zentralistischen Apparates die Widerstandsaktion gewagt hatten.

Gerade dieser zentralistische Apparat hat jedoch schmählich versagt. Nicht nur, dass die ganze, für die Nacht des 13. Februar angesetzte Angriffs- und Aufstandsaktion der Partei — sie sollte um 2 Uhr nachts losschlagen und alle offiziellen Persönlichkeiten festnehmen und am nächsten Morgen schon die Diktatur proklamieren — besonders durch deren zentralistischer Leitung verraten wurde. Nein, dieser Zentralismus verfügte auch mit einer einzigen Stimme Mehrheit — wie klassisch erweist sich darin die Unvernunft der Demokratie, — den Ausbruch eines verfrühten Kampfes und konnte überhaupt den Ereignissen weder Einhalt gebieten, noch sie hilfreich fördern, denn die zentralistische Leitung wurde samt und sonders, ehe sie überhaupt zur Besinnung kommen konnte, schon verhaftet, womit die Regierung eigentlich schon gesiegt und der Gesamtrevolte das Haupt abgeschlagen hatte. Denn, was kann eine militärische Aktion ohne Leitung vollbringen?

Leider haben die Unglücklichen, von den soz.-dem. Führern militaristisch systematisch verdummten Arbeiter dies nicht begriffen. Während diese Führer, soweit sie es konnten, die Julius Deutsch und Otto Bauer, die Flucht ergriffen, die übrigen durch die Verhaftung vor den Folgen eines militärischen Kampfes geschützt waren, liessen sie die Arbeiter in ihr Verderben rennen.

Die Parolle des Kampfes war bereits ausgegeben, sie konnte nicht mehr widerrufen werden. Auch das war dem Zentralismus nicht mehr möglich, den Arbeitern bekannt zu geben, dass die ganze Aktion verraten war, bevor sie überhaupt begonnen wurde. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass die Parteileitung der Sozialdemokratie, wie die Leitung des rep. Schutzbundes sich als veritabler Agentprovokateur an dem infam missbrauchten und irregeführten Arbeitern bewährt hat.

Denn die Regierung war vollauf gerüstet und vorbereitet für den Aufstand. Auch darin erweist sich die Verderblichkeit des Zentralismus, dass er sich in einer völlig falschen Einschätzung der Regierungskräfte befand. Es muss geradezu als kindisch- absurd erscheinen, dass der Zentralismus vermeinen konnte, er werde leicht über die Regierung Siegen, nachdem er fast ein Jahrzehnt hindurch selbst das Anwachsen ihrer militärischen, faschistischen Streitkräfte zugelassen hatte.

Unzweifelhaft vertraute der Marxismus auf seine riesigen Waffenbestände, die er gut in den Kellern der riesigen Wohnbauten verwahrt wusste. Diese Waffenbestände datierten aus der Zeit da die Entente die Entwaffnung Oesterreichs durchführte und Dr. J. Deutsch ein Generalissimus — Heeresminister der Republik war. Mit Hilfe aller übrigen Parteien wurden damals diese ungeheuren Waffenbestände verteilt und die damals massgebliche Sozialdemokratie sorgte dafür, dass an dem Vorhandensein dieser Mengen von Maschinengewehren, Revolvern, Handgranaten und auch Giftgasen vergessen wurde, nachdem die Führer sie für ihre Eigenzwecke versäumt hatten.

(Fortsetzung folgt)

Es kriselt

Die innere Situation des Dritten Reichs, wurde in der ersten Zeit nach den Erfahrungen bereits bestehender Diktaturen beurteilt; indem man diese auf Deutschland anwandte, meinte man, das Regime werde lange dauern. Die Führer richteten es sich häuslich ein, schwangen grosse Reden und bestärkten die so denkenden immer mehr und mehr in ihrer Meinung.

Im letzten Halbjahr ist nun ein sogar auch von Dr. Goebaels nicht wegzuredender Umschwung eingetreten, das berühmte «Rieseln im Gemäuer». Unheimlich häufen sich die Anzeichen, wie sehr das Regime an Kredit verliert, wie die breitesten Volksschichten sich betrogen fühlen. Tag um Tag mehrt sich die Misstimmung ja Feindseligkeit gegen die neuen Herren bis sie eines Tages zum Durchbruch kommen wird. Vorläufig liegt dem Volk noch der Schreck über die miterlebten Barbareien in den Knochen und hält es in Zaum.

Die SA. wurde beurlaubt. Sie soll reorganisiert werden und es scheint, dass diese Erneuerung, sprich Reinigung von unbotmässiger Elementen, ohne ihren obersten Chef Röhm vor sich gehen soll. Auch Röhm hat einen Krankenurlaub erhalten.

Im Vordergrund des Interesses der letzten Tage stand nicht etwa die Armutskomödie, die Herr Schacht den Gläubigern Deutschlands vorspielt. Vielmehr beschäftigte eine Rede des Vizekanzlers von Papen das gesamte Ausland. Deutschlands Volk hat sich mit solchen Dingen nicht zu befassen, deshalb verbot Herr Dr. Goebbels die Rede kurzerhand für die Presse.

Dieser Herr von Papen, ohne Frage der Politiker Deutschlands, dessen Wirken unheilvoller als das aller vor ihm amtierenden Katastrophenpolitiker war, der Herrenreiter, der die schneidige Attacke gegen die Weimarer Republik zugunsten der Nazisritt, der Partei, die er in Wochen vorher auf das Unflätigste beschimpfte, hielt vor der Marburger Studentenschaft eine Rede. In dieser Rede setzte er sich mit dem heutigen Regime auseinander, und da sagte dieser unwahrhafte und treulose Politiker einige Wahrheiten. Wir wissen nicht, ob die ersten seines Lebens, sicher aber die ersten, die im Reiche Adolf Hitlers öffentlich zu sagen gewagt wurden. Herr von Papen hat offenbar eine feine Witterung für Morgenluft. Da nun Herr Dr. Goebbels seiner Aufgabe entsprechend, der Wahrheit entgegenzutreten, die Verbreitung der Rede durch die Presse, verbat, entstanden einige Komplikationen in die Herrn von Papens Gönner, der Reichspräsident selbst hineingezogen wurde. Dies alles ist als ein sehr wichtiges Symptom zu werten. Das erhellt schon daraus, dass Reichsminister Hess einige Tage später vor dem Mikrophon eine Rede hielt, die sich mit dem Recht der Kritik befasste. Oeffentliche Kritik wird abgelehnt, Misstände werden zugeben, vor allem wird aber jegliche Kritik am Führer selbst, als Sakrileg gegen den von Gott berufenen, abgelehnt. Diese göttliche Sendung nimmt auch Herr Göring für sich in Anspruch, der dem aber noch seine persönliche Note hinzufügt und erklärt: «Der wahrhafte Führer ist aus Blut und Boden geschaffen; er bedarf weder der Kultur noch des Wissens.» Wenn man sich freilich diese Maxime zu eigen machen kann, wird man zugeben, dass das heutige Führertum Deutschlands diese wichtige Vorbedingung voll erfüllt.

So folgen Eingeständnisse um Eingeständnisse und auch der Herr Dr. Goebbels muss sich in Essen dazu bequemen zu erklären, dass die Dinge heute nicht als rosarot zu bezeichnen sind. Dabei stösst er, heftig in die Kriegstrompete und sagt: «Niemand soll glauben, dass die nationalsozialistische Bewegung und das Volk (welch ein Dualismus! Wir dachten das wäre schon lange eins) von Kriegsgefahr verschont bleiben könne! Er, der Kriegsdienstuntaugliche hat leicht reden;

Zur gleichen Stunde fast erstickt ein Stahlhelmer einen Nazführer bei einer Sonnwendfeier, weil er bei einer Rede dieses, in Beschimpfungen ausbrach und dann zur Rede gestellt wurde.

Man darf auf die Entwicklung der Dinge in den nächsten Wochen gespannt sein.

Eines steht für heute fest. Aus dem einig Volk von Brüdern, dass sie sein wollten ist ein uneinig Volk von Amtswaltern geworden. Das Rütligeschwür am deutschen Volkskörper. Und der ist gesund und kräftig genug es zu überdauern.

THEATERABEND

Sonntag, den 15. Juli 1934, veranstaltet die «Freie Bühne» zu Gunsten der Kasse der «AKTION»

einen Theaterabend. — Zur Aufführung gelangt, das Drama in 3 Akten

AN DER GRENZE

Die Pausen werden durch Konzert und Rezitationsvorträge ausgefüllt.

Da der gesamte Reinertrag der «Aktion» zugute kommt, und da den Besuchern an diesem Abend wirklich Gutes geboten wird, werden wir uns erlauben jeden Abonnenten zwei Eintrittskarten zu 2$000 zuzusenden, mit dem Ersuchen an diesem Abend bestimmt im Salão Av. Brasil 485, Navegantes zu erscheinen oder die beiden Karten an Dritte weiterzugeben, und den Betrag an den Verlag einzusenden.

Anfang punkt 8 Uhr.

Die Kommission.

Papestraße

Mit der Errichtung des dritten Reiches sind in Deutschland besonders in Berlin bestimmte Gebäude und Strassen durch die darin sich abgespielten Ereignisse zu einer traurigen Berühmtheit gelangt, so dass schon ihre Namen zu einem Begriff geworden sind, zu einem Begriff, in dem sich die ganze Barberei des neuen Systems ausdrückt. Es gibt in Berlin Oertlichkeiten bei deren Namensnennung in jedem Eingeweihten ein Gefühl des Grauens und Abscheus entsteht. Eine dieser Strassen, deren Namen für immer mit dem Odium der Schmach und der tiefsten Menschenentwürdigung behaftet ist, ist die General-Papestrasse.

Das Gebäude des ehemaligen Militärversorgungsamtes in der Papestrasse wurde im Frühjahr 1933 zum provisorischen Gefängnis erklärt und dorthin brachte die losgelassene fachistische Meute ihre Gefangenen, Sozialdemokraten, Kommunisten, sowie Anti-Fachisten aller Richtungen und insbesondere Juden. Fast alle wurden schwer misshandelt, viele einer derart entwürdigenden Behandlung unterzogen, so dass sie Selbstmord verübten. Besonders schrecklich war die Behandlung solcher Leute, die sich früher als Nazi-Gegner hervorgetan hatten oder von denen man etwas erfahren wollte. Durch immer wiederholte Verprügelung wurde der betreffende dahin gebracht, dass er alles verriet, was man von ihm wissen wollte, und oft genug auch das, was er selber nicht wusste — oder er endete im Staatskrankenhaus. O, man war vorsichtig. War einer «so weit» so brachte man ihn in das Staatskrankenhaus und dort starb er an einem Unfall. In den wenigsten Fällen wurden seine Angehörigen zugelassen.

Die Räume für die Gefangenen befanden sich im Keller. Dort hatte man vier sogenannte Bunker. Bunker 1 war für anerkannt harmlose Leute, die man aus «Versehen» verhaftet hatte. Die Insassen wurden verhältnismässig gut behandelt und hatten zum Unterschied von den Andern Strohlager. Bezeichnenderweise hiess dieser Raum «LUXUSKABINE». Bunker 2 war für weibliche Personen bestimmt. In diesem Raum befanden sich sogar zwei bis drei Feldbettstellen. Dass Frauen misshandelt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis; wohl habe ich Frauen schreien und weinen hören, kann jedoch nicht sagen, aus welchem Grunde — ob aus seelischer Angst oder körperlicher Misshandlung.

Bunker 3 und 4 waren die eigentliche Hölle. Hier befanden sich alle und Betrachtungen wurden vorgenommen, damit der Geist in Bewegung bleibt.

Erinnerungen

von Fr. Kniestedt.

(7. Fortsetzung.)

Wenn meine Abreise von Neuruppin das erste mal zu Fuss aber frei war, so durfte ich das zweite mal per Bahn, aber unfrei, in mir nicht angenehmer Begleitung, die Stadt verlassen. Am Bahnhof mussten wir über eine halbe Stunde warten. Kaum das wir, meine Begleiter und ich, am Bahnhof angekommen waren, stellten sich die ersten meiner Freunde ein. Die Mutter meines Freundes Gerstenberg, hatte meinen Abtransport bemerkt. Sofort benachrichtete sie ihren Sohn, in wenigen Minuten war es in der Stadt verbreitet, und nun kamen sie, teilweise mit Kind und Kegel, um den Kniestedt noch einmal Lebewohl zu sagen. Das war kein froher Abschied, so manche der Frauen sah ich weinen, aber als der Zug sich in Bewegung setzte, erscholl aus mehr denn hundert Kehlen das Trutzlied «Wer schafft das Gold zu Tage» von J. Most.

Das war mein zweiter Abschied von Neuruppin, und nun ging es hinein in die Ungewissheit. Erwähnen muss ich noch, dass meine Freunde für mich und meine Begleiter Essbares für die ganze Reise (auch Schokolade) besorgt hatten. Einmal mussten wir Umsteigen. Nach kurzer Wartezeit bestiegen wir den Zug Berlin—Hamburg. Nach Mitternacht waren wir am Ziel, und hier wurde ich für über 7 Monate dem Kreisgefängnis Wittenberge a./Elbe übergeben. Als ich dort eingeliefert wurde, beherbergte diese Musteranstalt etwa 60 Gefangene, darunter 10 bis 12 Frauen. Mit Ausnahme von 12 — zweimal je sechs — waren alle in Einzelzellen untergebracht. Ich erhielt Zelle Nummer 2 zugeteilt. Das war nun mein Heim für lange Zeit. Fünf Schritte lang, zwei Schritte breit, unter der Decke ein Fenster, fest vergittert nach der Strassenseite gelegen. Das Inventar bestand aus einer Eisenbettstelle mit Strohsack, Kissen, Laken und Decke, ein an der Wand festgemachter Klapptisch, ein kleiner offener Wandschrank, ein Stuhl ohne Lehne, ein Klosettkübel, ein Kamm und eine Bürste. Meine Kleidung war interessant. Jacke und Hose schwarz, beides viel zu gross, Hemd und Unterhose aus Sackleinen, Mütze ohne Schirm, Holzschlappen, Strümpfe und Taschentuch war alles was ich besass. Der Verwaltungsapparat bestand aus einem Inspektor, dem Hausvater oder Aufseher Franzen, ein Kalfakter und zwei Hilfskalfakters.

Die weiblichen Gefangenen wurden nur in der Küche und bei der Wäsche beschäftigt. Beaufsichtigt wurden sie von einer Gefangenen, welche wegen Kindsmord zu 12 Jahre verurteilt war und davon bereits 11 Jahre abgebüsst hatte.

Die Gefangenen waren natürlich alle unschuldig. Die meisten waren wegen Diebstahl, Schlägerei, Betrug, Wilddieberei usw. eingesperrt. Fast alle wurden im Freien beschäftigt, entweder beim Holz zerkleinern oder sie wurden zu Landarbeit verliehen.

Bereits am Tage meiner Einlieferung, wurde mir vom Aufseher Franzen eröffnet, dass ich wegen Strafversetzung von jeder Arbeit ausgeschlossen sei. Also sieben Monate eingesperrt, in eine Zelle zwei zu fünf Meter, ohne jede Arbeit. Was das heisst, kann nur der verstehen, der schon einmal etwas ähnliches durchgemacht hat. Den ganzen Tag fünf Schritt hin, fünf Schritt her, alle Nägel im Raum wurden tausende Mal gezählt, alle möglichen Berechnungen und Betrachtungen wurden vorgenommen, damit der Geist in Bewegung bleibt.

Allen Gefangenen stand, vor allem Sonntags, die Gefängnisbibliothek zur Verfügung, ich wurde davon ausgeschlossen. Beschwerden an den Aufseher, Inspektor, Amtsrichter oder Gefängniskontrollkommissionen waren resultatlos.

Der Aufseher Franzen war ein skrupelloser, brutaler, gemeiner Mensch, welcher entweder von den Zeiten der Inquisition übrig geblieben war, oder als ein Vorläufer der neudeutschen Konzentrationslagerverwalter anzusehen war. Der Mann wollte erreichen, dass ich vor Ablauf meiner Strafzeit ins Irrenhaus nach Neuruppin eingeliefert werden sollte.

Der erste Kalfakter, Geik mit Namen, ein Fleischer von Beruf, war ein anständiger Mensch, das hatte ich bald heraus. Geik war beim Viehhandel in eine Schlägerei geraten, das brachte ihm sieben Monate Gefängnis ein. Er war verheiratet, und wohnte in Wittenberge. Darauf baute ich meine Pläne. Da Geik immer auf den Korridor zu tun hatte, schloss ich bald Freundschaft mit ihm Nun war der Weg frei. Geick besorgte Briefpapier, ich schrieb an meiner Frau, den Brief übergab er seiner Frau, und in zwei Wochen hatte ich Geld. Na, und mit Geld war auch in einem preussischen Gefängnis vieles zu haben, nochdazu wenn, wie hier in Wittenberge, die Verwaltung so verhasst war. Jedem Gefangenen bereitete es eine Genugtuung dem Satan von Aufseher eins auswischen zu können. Mein Strohsack verwandelte sich in ein Lager von Zeitungen, Schreibmaterial usw.

Interessant war es, wie ich meine Briefe aus dem Gefängnis schaffen liess. Ich sagte bereits, dass im Gefängnishof Holz zerkleinert wurde. Es war nun immer eine Gruppe von 4 Mann, welche unter Aufsicht des Aufsehers das Holz in einem Handwagen den Kunden in die Stadt zuführen musste. Der Brief kostete mir je 50 Pfennig Lohn. Der Kalfakter übergab denselben mit der Marke, dieser Gruppe. Am Ort der Zustellung angelangt, bestieg der mit dem Brief den Wagen, um die Körbe mit Holz zu füllen, die anderen drei trugen das Holz auf den Hausboden. Nachdem ein Teil abgeladen, bleiben die drei auf dem Hausboden, um das Holz aufzuschichten. Dem Aufseher dauert das zu lange, er geht nachsehen und jetzt ist es an der Zeit. Der mit dem Brief rennt bis zum nächsten Briefkasten, und wenn der Aufseher erscheint, ist alles erledigt. Jeder der 4 hat 10 Pfennig verdient, usw. So erhielt meine Frau jede Woche ihren Brief. Meine Frau schrieb an Frau Geik, welche die Briefe ihrem Mann zusteckte und so erhielt ich sie.

Nachdem ich etwa 2 Monate in diesem Gefängnis war, bekam ich einen Besuch. Ein junger evangelischer Prediger, Hardt, erschien in meiner Zelle, verweilte eine Stunde, und kam fast jede Woche wieder. Warum? Hardt war ein Mann, welcher es ehrlich mit seinem Evangelium meinte, er wollte mich bekehren, er wollte aus einem Anhänger Tolstois einen Anhänger Luthers machen. Wir machten ab, uns gegenseitig ohne Hass zu belehren. Er brachte mir einige Bücher, die Bibel, Spinoza und andere. Mit Sehnsucht erwartete ich immer den Tag seines Besuches. Es ist ihm nicht möglich gewesen, mich zum Paulus zu machen. Am Tage meiner Entlassung, musste ich ihm Besuchen, und er zeigte mir mit Stolz, fast alle Bücher von Tolstoi. Wir trennten uns ohne Hass voneinander.

Diejenigen, denen man etwas «nachweisen» hatte können. Sie wurden nach ihrer Einlieferung sofort vernommen und dann einer Prügelkolonne von etwa zwölf bis fünfzehn Mann übergeben. Diese erste — sozusagen offizielle Verprügelung ging so vor sich: Die Kolonne, ausgesuchte Prügelknechte stürzten sich auf den Unglücklichen, traktierte ihn mit Knüppelhieben, Ohrfeigen und Fusstritten. Schliesslich riss man ihm die Hosen vom Leibe, zerrte ihn über eine Bank und bearbeitete seinen nackten Körper mit schweren Lederpeitschen. Sehr oft wurde den Opfern auch die Schuhe ausgezogen und die Fussohlen mit Gummiknüppel masslos bearbeitet. Grauenhaft zugerichtet kam der Gefangene in den für ihn bestimmte Bunker 3 oder 4. Der mit dieser einmaligen Behandlung davonkam, konnte von Glück sprechen. Denn durch die Gefangenenräumen streiften Tag und Nacht Trupps von Nazis, oft genug in betrunkenem Zustand und suchten nach prominenten Nazi-Gegner oder nach persönlichen Feinden. Wehe dem, der von ihnen als solcher erkannt wurde. Er wurde herausgeholt und bald ertönte sein verzweifeltes Schreien durch den Keller. Es gab Leute, die auf dieser Weise immer wieder herausgeholt, langsam zu Tode geprügelt wurden.

Anfang März 1933 wurde ich verhaftet. Eines schönen Morgens gegen 6 Uhr waren sie da. Ein mit Nazi-Feldpolizei vollbesetztes Auto stand vor der Tür. Zwei Mann waren ausser der üblichen Bewaffnung mit Aexten versehen, offenbar um verschlossene Türen und Schränke aufzubrechen. Aus dem Bett geholt wurde ich von dem Hauptmann nach meinen Personalien gefragt, während sich die übrige Mannschaft mit grossem Getöse in die kleine Wohnung ergoss, und alle Ecken durchstöberte Man fand nicht, was man suchte — und vor allen Dingen nicht die Genossen, die man bei mir vermutete. Da ich Auskunft über den Aufenthalt der Genossen verweigerte wurde ich für verhaftet erklärt, auf die Strasse geführt und auf das Auto geladen. Beschlagnahmt wurden bei der Haussuchung: ein Foto-Apparat, Bücher, ein Wochenendzelt und vierzehn Mark bares Geld, das ich am Tage vorher als Erwerbslosen-Unterstützung bekommen hatte. Dies nur zur Charakterisierung dieser merkwürdigen Polizei. Nach ungefähr einstündiger Fahrt, die noch durch verschiedene Stadtteile führte, wo noch mehr Leute aus den Wohnungen geholt wurden, landeten wir in der Papestrasse. Ins Vernehmungszimmer geführt, wurde mir durch brüllendes Anschnauzen beigebracht, wie ich mich zu benehmen und zu verhalten habe. Ich begann zu ahnen, was mir bevorstand. Der Vernehmungsbeamte hiess Krause. Da ich dabei blieb, den Aufenthaltsort der Genossen nicht zu kennen, wurde ich kurzer hand von mehreren Nazi-Polizisten gepackt, über den Flur und die Treppe hinunter in den Keller geschleift. Im Keller hatte anscheinend schon eine ganze Kolonne auf mich gewartet. Inmitten eines Knäuels von Nazis wurde ich unter fortwährenden Knüppelhieben in einen Art Waschraum gestossen. Hier wurde ich halb bewusstlos über eine Bank geworfen, mir die Kleider vom Leibe gerissen und mit Knüppel und Peitschen geschlagen. Ich glaubte nicht mehr mit dem Leben davon zu kommen. Das Blut brauste mir im Gehirn.

Alles hörte ich nur noch aus weiter Ferne. Die Hiebe, die auf mich niederprasselten empfand ich zuletzt nur noch als Stösse ohne direkte Schmerzempfindung — und dann hörte auch das auf. Ich erwachte davon, dass man Wasser über mich goss und hörte einen Nazi sagen: «Das ist noch gar nichts, was meinst du was die mit uns gemacht hätten, wenn sie ans Ruder gekommen wären.» Ich wurde gepackt und in einen andern Raum gestossen und zwar in den Punker 3.

Nachdem ich etwas zu mir gekommen war, stellte ich erst fest wo ich mich befand. Ein halbdunkler Raum, etwa 5 zu 7 mtr. gross, in dem sich etwa 25 bis dreissig Gefangene befanden. Wohl ein Drittel waren Juden. Die Gefangenen waren alle in einem höchst miserablen Zustand. Alle waren misshandelt. Ich sah es an ihren zerschlagenen Köpfen, geschwollenen Augen und Gliedmassen. Einige waren so zugerichtet, dass sie krumm gingen. Am «Mobilar» war vorhanden: ein langer Tisch, mehrere Holzbänke und eine eiserne Militärbettstelle mit Drahtmatraze. Auf dieser lag ein junger Mensch von etwa 18—20 Jahren und schnarchte. Noch während ich mich darüber wunderte stürzte eine Horde von Nazis herein und unter den Rufen, wo ist die Sau — schlagt ihn tot — begann man den Liegenden mit Lederpeitschen zu bearbeiten. Die Hose wurde ihm heruntergerissen und nun zeigte es sich, dass der ganze Hintere bis zu den Knieen hin eine einzige Blutmasse war. Trotzdem wurde noch minutenlang in diesen zuckenden blutigen Körper hineingeprügelt. Es ist unmöglich, meine Empfindungen bei dieser Szene zu beschreiben. Während mich ein natürlicher Instinkt dazu drängte, unter diese Entmenschten zu springen und sie mit Fäusten zu bearbeiten, sagte mir der Verstand, dass es umsonst sei und meinen sicheren Untergang bedeuten würde. Ich begann mich zu schämen, dass ich ein Mensch war.

Es handelte sich in diesem Fall um einen jungen Burschen aus Neukölln. Er sollte in einer Kneipe geäussert haben: «Wenn Thälmann rankommt, melde ich mich als Henker.» Das genügte um von den Nazis tagelang gefoltert zu werden. Er wurde noch am selben Tage hinausgeschafft und ist, wie ich später hörte, an den Folgen der Misshandlungen gestorben.

Der Aufenthalt in dem Kellerloch war grauenhaft. Tag und Nacht wurden neue Gefangene eingebracht. Tag und Nacht erscholl das Gebrüll der Gefolterten durch die Keller. Schlafen und Essen war unter diesen Umständen unmöglich. Brot, das jeden Tag geliefert wurde, blieb meistens liegen, denn nur wenige robuste Naturen waren imstande zu essen. Die Nacht wurde auf den Bänken sitzend verbracht. Oder man hockte gegen die Wand gelehnt auf dem Zementfussboden, glücklich wenn man nicht gestört wurde, was allerdings nie oft der Fall war. Denn dauernd waren Trupps von Nazis unterwegs und suchten nach «bekannten Gesichtern,» schleiften solche hinaus auf den Flur oder in einen andern Kellerraum und schlugen ihn dort halbtot. Oft genug geschah es an Ort und Stelle und die andern Gefangene mussten mit zusehen. Es war zum rasend werden. Unter den Nazis fiel mir besonders ein aussergewöhnlich langer und dunkelhaariger Kerl auf, der sich dabei immer in einer geradezu viehischer Weise austobte. Ich weiss seinen Namen leider nicht, doch glaube ich nicht, dass er vergessen wird. Wurde im Moment ein den Nazis besonders verhasster Gefangener nicht entdeckt, so kühlte man sein Mütchen an den Andern. Man liess sie antreten, jagte sie über Tische und Bänke oder man nahm sich einen Einzelnen vor und zwar zumeist Juden, liess sie Kniebeugen bis zum Zusammenbrechen machen. Klappte es nicht, so setzte es Ohrfeigen und Knüppelhiebe. Zum Schluss mussten alle singen. Ob, ja, wir haben wie die Nachtigallen gesungen — Nazi und patriotische Lieder — es war wirklich ein erhebender Moment, wenn dieser verprügelte, georfeigte in den Dreck getretene Menschenhaufen aus vollem Halse das Lied durch den Keller schallen liess: Deutschland, Deutschland übes alles.

Meine Haft dauerte acht Tage, dann wurde ich mit noch einem Dutzend anderer entlassen. Die Räume waren überfüllt und es musste Platz geschaffen werden. Entlassen wurden nur leichtere Fälle. Alle andern kamen in die regulären Gefängnisse oder in die Konzentrationslager. Vor der Entlassung musste jeder seine Haare wieder in Ordnung bringen lassen: Die Nazi schnitten nämlich jedem Gefangenen die Haare, Frisur a la Hitler. Mit einer stumpfen Scheere oder auch Taschenmesser wurde den Leuten die Harre ausgerupft. Und zum Hohn ihnen ein Zipfel mitten auf dem Kopf stehen gelassen. Oft auch ein Haarbüschel in Form eines Hakenkreuzes. Man scheute sich die Leute so laufen zu lassen und ein Nazi-Friseur war extra dazu angestellt, um die Entlassene einigermassen wieder zurecht zu stutzen, natürlich auf Kosten der Gefangenen. Jedem wurde eingeschärft draussen ja nichts von dem zu erzählen, was er in der Schutzhaft erlebt hatte. Ich glaube, dass die meisten dieses Gebot auch befolgt haben, denn niemand hatte Lust, wegen Greuelpropaganda auf neue verhaftet zu werden.

Während meiner achttägigen Haft sind in der Papestrasse soweit ich es feststellen konnte, vier Personen getötet worden, oder so zugerichtet, dass sie später starben.

Unsere Pflicht

Fortsetzung unserer Sammelliste:

Hanibal, São Paulo	14$000
E. L., São Paulo	4$000
H. F., Rio	3$000
	21$000
Bereits quittiert:	60$000
Summa:	81$000

Gelder sind zu senden, an Fr. Kniestedt, Caixa Postal 501.

Ebenfalls werden in den Annoncenstellen der «Aktion», in Canoas, São Paulo, Ponta Grossa, Curityba, São Leopoldo und Boa Vista do Erechim.

Zusendungen

Argentinisches Wochenblatt, Nummer 3041-42. Buenos Ayres.

Die neue Weltbühne, Nummer 22 III. Jahrgang. Prag—Zürich.

Das Neue Tagebuch, Nummer 21 und 22, II. Jahrgang. Paris—Amsterdam.

Europäische Hefte, Nummer 4, 5 6, u. 7. I. Jahrgang. Bern—Prag—Paris.

Neue Deutsche Blätter, Nummer 8 I. Jahrgang. Faust-Verlag, Prag-Wien-Zürich-Paris-Amsterdam.

Pariser Tageblatt Nr. 166 167. 168 u. 169. II. Jahrgang — Paris.

A Plebe, Nummer 60, II. Jahrgang. São Paulo.

A Lanterna, Nummer 379. São Paulo.

A Vóz do Trabalhador, Nummer 35 u. 36 Porto Alegre.

Lyrik contra Miesmacherei

Aus einem Gedicht «An die Nörgler» in der «Fränkischen Tageszeitung»:

Nehmt euch in acht! Ihr Otternzeug
Mit kurz- und langen Haaren
Es wird ein Donnerwetter euch
An euren Schädel fahren.
Mit Schlangengift und Hinterlist
Begeifert ihr das Beste,
Voll Wut werft ihr mit eurem Mist
In unsere Kinderfeste.
Bei jeem Worte müsste man
Euch auf das Schandmaul schlagen
Und jeder sollte statt «Grüss Gott»
«Pfui Teufel» su euch sagen.
Ihr seid nicht wert, dass man spuckt
In eure Schandgesichter
«Die Faust hinein! Wenn sie uns juckt
Ihr Schufte! Ihr Gelichter!

Achtung

In der Nummer 29 der «Aktion» erscheinen u. a. folgende Artikel:

Revolutionstribunal: von H. v. Gerlach. Ein Lebendiger spricht: von Gustav Landauer. Der Staat ist in Gefahr: Hitlers letzte Reserve: von F. Keil. Das schmachvolle Ende der österreichischen Sozialdemokratie: Unser Prozess: Errinnerungen: Politische Rundschau.

Achtung!

Die nächste Nummer der „Aktion“ erscheint am 14. Juli 1934.